



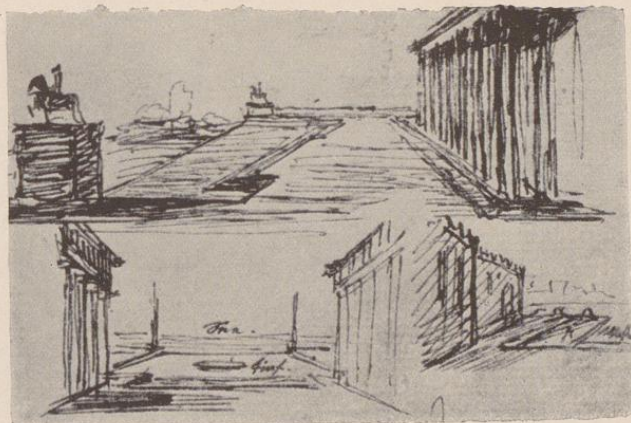
Gilly

Rietdorf, Alfred

Berlin, 1943

Plan zu einer großen Stadt.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-79970](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-79970)



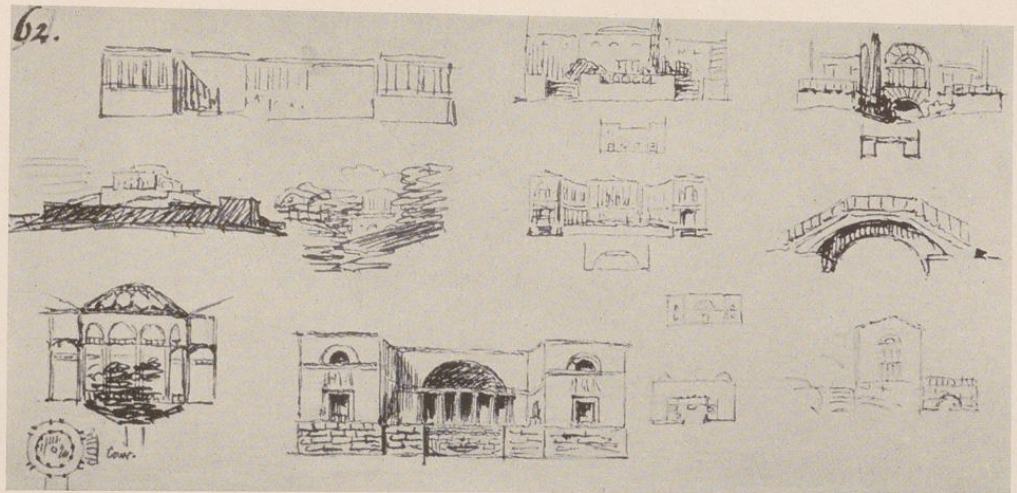
123: Freitreppe (Bühnenprospekte?) ○

Plan zu einer großen Stadt

Wir haben bisher die frühen Arbeiten, die Studienreisen nach Mitteldeutschland, Frankreich und in die Ostmark und die Skizzen und Entwürfe zum Theaterbau geordnet. Doch bleibt noch eine Reihe von Blättern übrig, die sich in keinen dieser Zusammenhänge einordnen lassen und keinem bestimmten Bauunternehmen zuzusprechen sind.

Sie stellen schon eher so etwas wie Improvisationen oder Variationen zu einem gegebenen formalen oder idealen Thema dar. Sie haben zudem ihrer Leichtigkeit, ja Unbekümmertheit wegen einen ungemeinen, ausgesprochen graphischen Reiz und geben eine hohe Vorstellung von dem Reichtum Gillyscher Phantasie und der Kraft seines Vorstellungsvermögens.

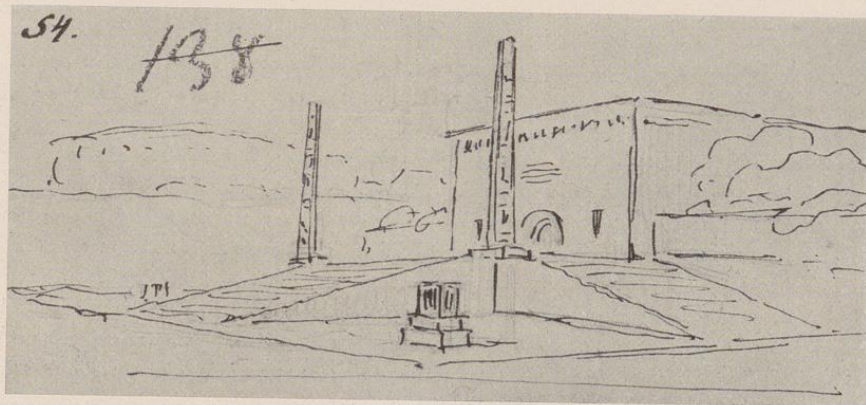
Doch wird es schwer sein, die Entwürfe eindeutig zu kommentieren. Gewiß, man kann sie ästhetisch erklären, dann sind sie „Produkte des stereometrischen Denkens“. Aber das hieße aus Gilly etwas machen, was einem abstrakten Maler gleichkäme. Und das wäre bestenfalls nur eine Fülle von Spielerei oder eine Beschäftigung um der Beschäftigung willen, und daß der Künstler diese Spielerei ernst genommen hätte, machte die Sache nicht besser. Natürlich braucht eine Natur wie Gilly eine gewisse Bewegungsfreiheit, die mehr ihrer eigenen Dynamik gehorcht, als daß sie ununterbrochen nach Zwecken fragte. Es mag auch für Gilly ein Glück bedeutet haben, sich diesem Rausche hinzugeben. Aber Levezow hat schon recht, wenn er in diesem freien und ungebundenen Studium auf dem Papier gleichsam eine Rechenschaft Gillys sieht, um zu erforschen, wie weit seine eigenen Kräfte für eine würdige Darstellung seiner Einfälle reichen. Über alles ästhetische und stereometrische Denken



124: Architektonische Studien ◦

hinaus, jenseits der Formeln, „die seit Palladio die idealen Planungen des Klassizismus“ bestimmen, wird Gilly noch von etwas andrem beherrscht.

Wir können das heute vielleicht wieder nachfühlen. Aus dem Erleben einer neuen Gemeinschaft bauen wir Weihestätten, Aufmarschgelände, Kongreßhallen, Gemeinschaftshäuser, Kasernen, Stadien und Sporthallen und

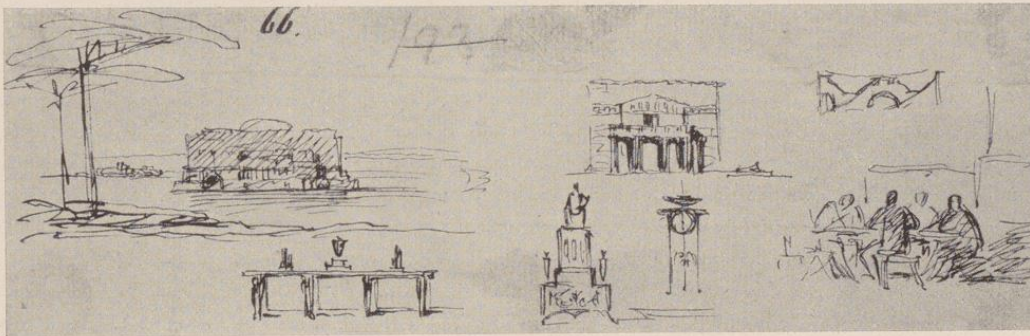


125: Kubisches Gebäude mit drei Treppenaufgängen ◦

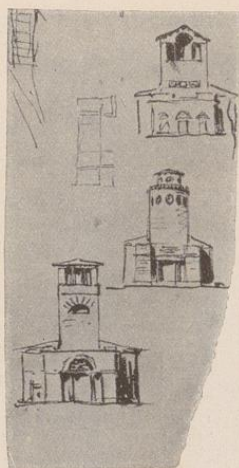


126: Monumentaler Baukörper ○

wollen sie mit den Menschen eines neuen Zeitalters füllen, damit sie einander befeuernd zusammenhalten. Der Gilly-Zeit ist dieses Erlebnis nicht fremd, und manches „Moderne“ nimmt sie mit der Sehnsucht bereits voraus. Auch den einfachen Köpfen ist damals klar, daß die Welt sich wandelt. Die Privilegien verschwinden, und die Klassen gleichen sich aus. Eine neue Wirtschaft kommt mit neuen Formen der Technik und des Handels herauf und verändert das Denken. Das Land, das noch soeben von Schäfern und Schäferinnen bevölkert schien, in die sich eine müde Gesellschaft flüchtete, wird unwichtig im Vergleich zu der Stadt, wo der Reichtum sich häuft und die Massen sich sammeln und nach Führung und Bändigung verlangen. Diesem neuen Wesen aber eine neue und würdige Form zu geben, sich endlich einmal von Vergangenen zu lösen, auf neuem Boden eine neue Heimat für neue Menschen zu schaffen, wird zu einer Aufgabe, an die zuerst die Architekten der Revolution herangehen.



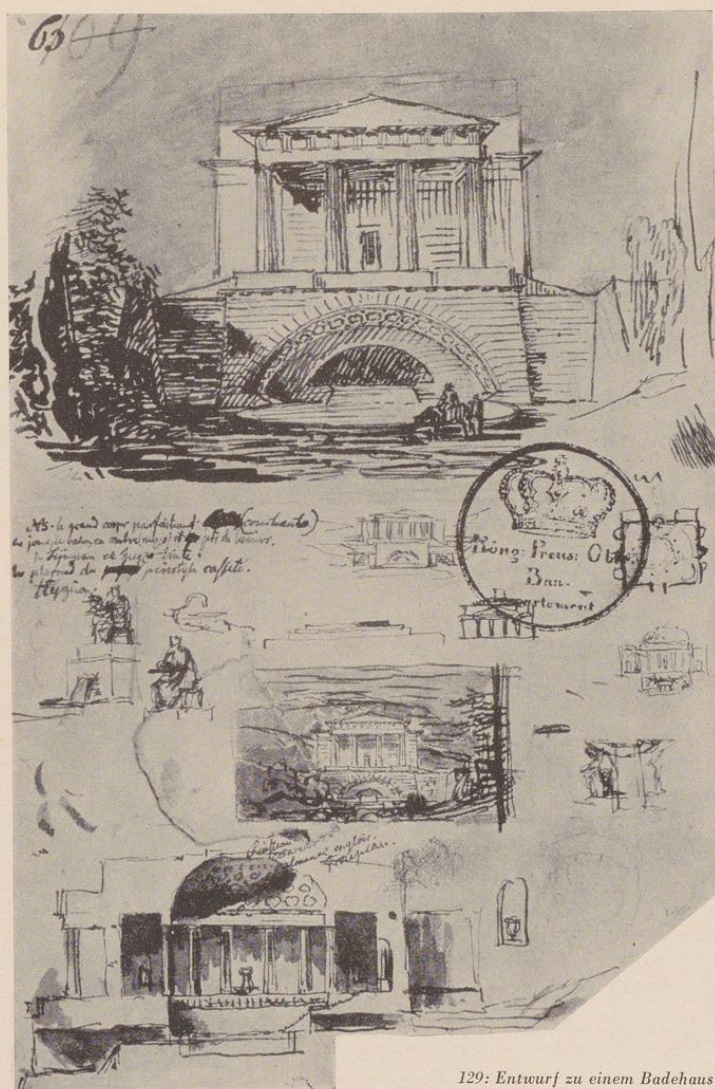
127: Skizzenblatt mit architektonischen Motiven, Möbelstudien und sitzenden Figuren ○



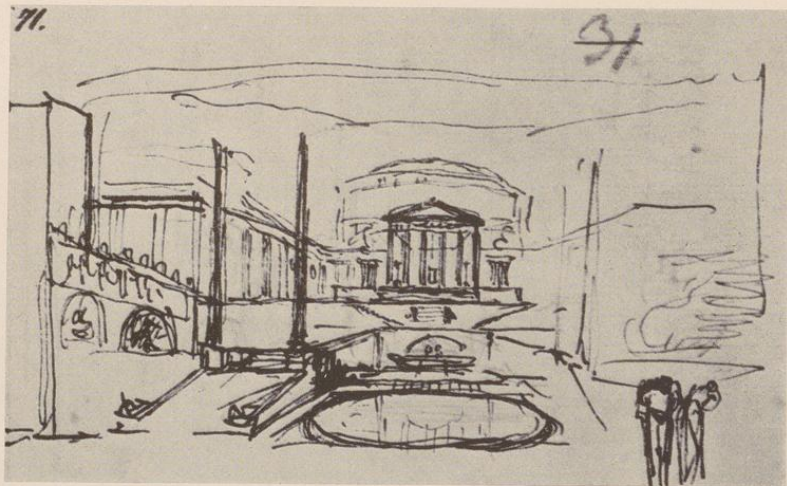
128: Gebäudeskizzen mit Türmen ○

Aber Gilly wäre nicht Gilly, wenn er nur für den Alltag schaffte. Auch unsre Planungen heute streben über den Alltag hinaus und suchen einen Stil, der ihnen etwas von einem Denkmal gibt. Man will Zeugnis ablegen und Dauer schaffen — das ist jenen und unseren Zeiten gemeinsam. Aber was hilft es, daß die Baumeister bauen, wenn nicht die Menschen so sind, daß sie in diese Bauten gehören? Hinter Planungen und Entwürfen blickt auch bei Gilly das leidenschaftliche Ringen um eine neue Würde des Menschen hindurch.

Zwar, das Zeitalter ist noch immer Rousseau verpflichtet, und ein Badehaus in eine einsame Landschaft zu legen, entspricht einem Hang zur Idylle, der auch ein Hang zur Beglückung ist. Aber was macht eine Natur wie Gilly daraus, und was sind das für Menschen, an die er dachte, als er den Bau entwarf! Das Baden wird zu einer feierlichen Handlung, wenn man über Stufen hinauf durch eine Tempelfront eintreten muß, dessen säulengetragene, kassettierte Kuppel sich im runden Wasserbassin spiegelt. Was sonst nur Erholung und tägliche Waschung ist, wird hier zur Reinigung auch des inneren Menschen. Es nimmt den Körper so ernst, weil die Seele so heilig ist. Schwebt uns Heutigen nicht wieder dasselbe vor, wenn wir Schwimmhallen von einer ähnlichen Pracht erbauen, um hygienische Maßnahmen am Körper zu einer festlichen Reinigung unseres ganzen Menschen werden zu lassen? Sofern solche Skizzen „antiker Form sich nähern“, geben sie sich höchst malerisch. Die kalte, gipsige Antike des Schulbegriffs hat nichts mit dieser Klassik zu tun. Gilly hat nicht umsonst Vergil und Ovid gelesen und von den Ausgrabungen in Pompeji gehört. Nur daß er die Verniedlichung des bukolischen Alters nicht teilt und nach strengerem Ausdruck sucht. Ahnt ihm eine ganz andre Antike als die, die von Weimar gepriesen wird? Ist es



129: Entwurf zu einem Badehaus ○



130: Treppenanlagen mit rundem Kernbau im Hintergrund o

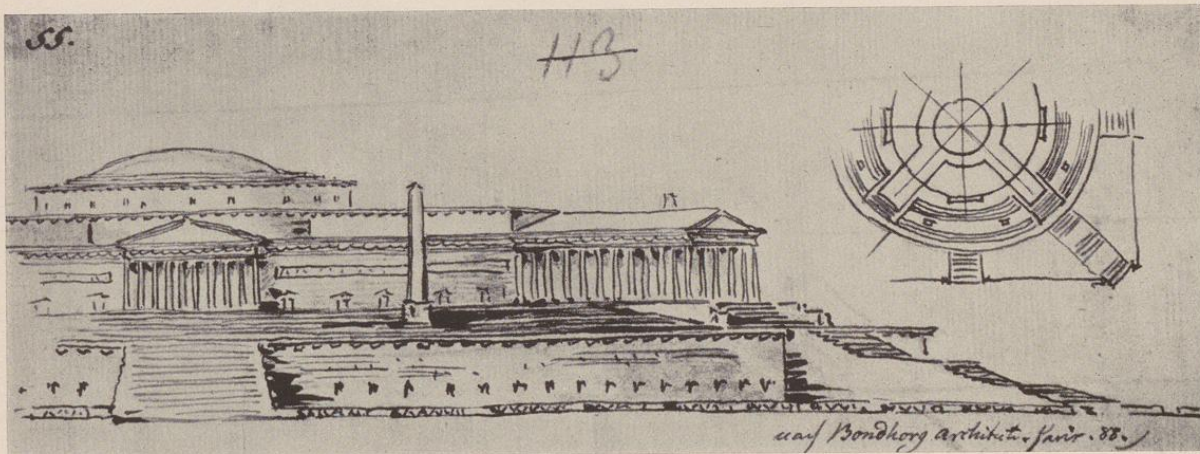
ein Zufall, daß im „Hyperion“ oder in der „Penthesilea“ dieselbe Farbigkeit steckt, die auch solch einem Blatte von Gilly einen arkadischen Zauber verleiht?

Es geht dieser Jugend um ein neues Geschlecht. Was besagt ihr das, wenn man ihr nachweisen wollte, daß sie die Farbigkeit aus dem Barock übernahm. Sie darf ehrlich entgegenen, daß ihre Freude an farbiger Tönung voraussetzungslos sei. Denn Farben und Formen bedeuten ihr etwas andres als ihren Vätern. Die Zeit der Tempel ist nicht wiederholbar, und die Dichter werden die heimliche Trauer um die verlorenen Götter Griechenlands nicht los. Aber das Neue ist stärker und muß sich im nüchternen Tag behaupten. Man will nicht mehr bei den Alten ausruhen, man möchte selbst etwas leisten. So ist die Klassik von Gilly keine Plünderung von Gräbern, sondern ein Bekenntnis zu neuem Leben und neuer Freiheit.

Solche Freiheit will nicht nur der Erde gehören und der Landschaft verpflichtet sein. Sie möchte auch dem Bau der Städte die Ordnung geben und einen Grundstein zu hellen Wohnungen legen. Das ist in Preußen nicht einmal fremd, weil Preußen selbst wie nach einem Plan entstanden ist. Und so beschäftigt Gilly der Plan dieser Stadt „an sich“, ohne daß er dabei an eine bestimmte Stadt gedacht zu haben braucht.

Das Potsdam Friedrich Wilhelms I. und französische Pläne mögen in diesen Planungen nachwirken. Ledoux hat zu seiner Idealstadt Chaux geschrieben: „Im jungen Jahr, im Frühling meiner Tage sehe ich sie bauen für die Unsterblichkeit. Dem arbeitsfrohen Volke gründe ich eine Stadt.“ Und Hölderlin hat im „Archipelagus“ das Werden einer solchen Stadt geschildert:

„Aber der Muttererde und dem Gott der Wogen zu Ehren
 Blühet die Stadt jetzt auf, ein herrlich Gebild, dem Gestirn gleich
 Sicher gegründet, des Genius Werk, denn Fesseln der Liebe
 Schafft er gerne sich so, so hält in großen Gestalten,
 Die er sich selber erbaut, der immerrege sich bleibend.
 Sich! und dem Schaffenden dienet der Wald, ihm reicht mit den andern
 Bergen nahe zur Hand der Pentele Marmor und Erze;
 Aber lebend, wie er, und froh und herrlich entquillt es
 Seinen Händen, und leicht, wie der Sonne, gedeiht das Geschäft ihm.
 Brunnen steigen empor und über die Hügel in reinen
 Bahnen gelenkt, ereilt der Quell das glänzende Becken;
 Und umher an ihnen erglänzt, gleich festlichen Helden
 Am gemeinsamen Kelch, die Reihe der Wohnungen, hoch ragt
 Der Prytanen Gemach, es stehen Gymnasien offen,
 Göttertempel entstehn, ein heilig kühner Gedanke,
 Steigt, Unsterblichen nah, das Olympion auf in den Äther
 Aus dem seligen Hain; noch manche der himmlischen Hallen!“

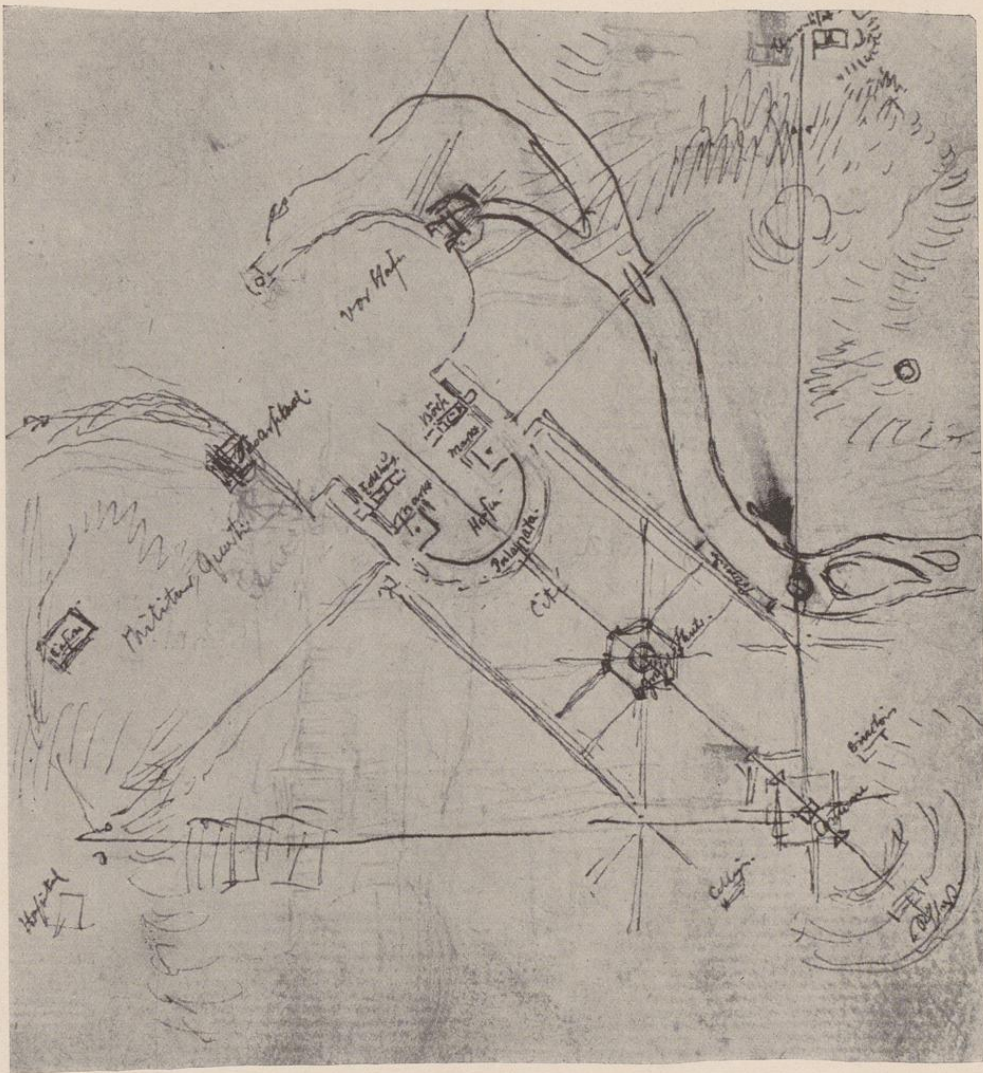


131: Französische Monumentalplanung nach Bondhorg o

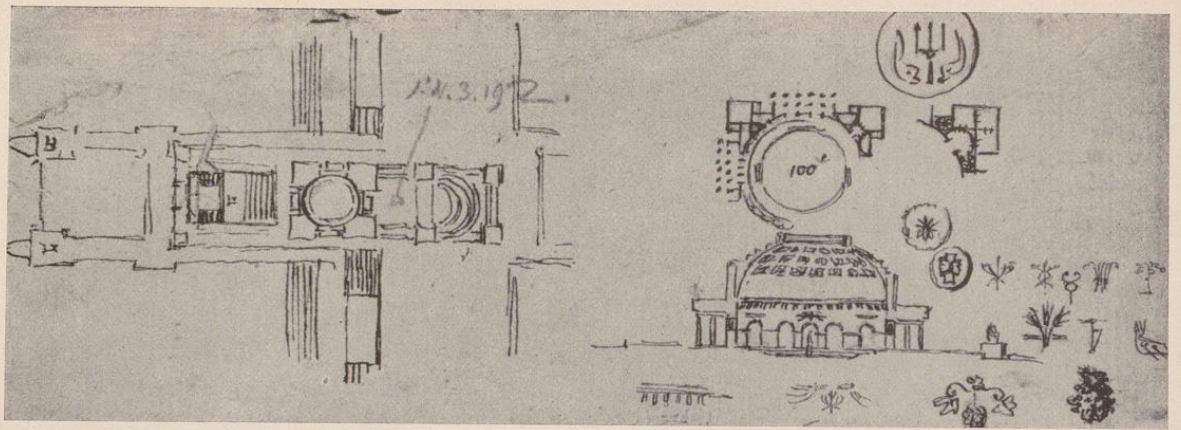
Wie nahe stehen diese Verse, die 1800 geschrieben sind, den Hoffnungen dieser ganzen Zeit, wie nahe stehen sie Friedrich Gilly. Er hat Skizzen zu einer Stadt am Meer hinterlassen, als ob er ein neues Vineta dachte. Haben ihn Erinnerungen an Cherbourg und Le Havre bestimmt? Wahrscheinlich wird er sich eine Übungsaufgabe gestellt haben, wie er das in seinen letzten Jahren auch andern Gleichstrebenden gegenüber getan hat. (Abb. 133.) Die Stadt liegt an der Mündung eines Flusses und an einer tief zurückspringenden Bucht. Aufgabe ist, die natürlichen Lebensbedingungen der Bevölkerung den Gegebenheiten der Landschaft anzupassen. Man naht sich der Stadt vom Meere. So wird das unbebaute Ufer zur breiten Schwelle, und nur der zurückliegende Vorhafen der Bucht wird in die menschliche Planung eingeschlossen und bildet die Grenze zur freien Natur. Daß der Feind sich versehe, was er sich zu erwarten hat, liegt der Flußmündung gegenüber ein Gelände, das „Militärquartier“, und umschließt die beherrschende „Kaserne“ und ist mit dem Hafen durch das „Arsenal“ am Strande verbunden. So gegen jeden Angriff gesichert kann sich das tätige Leben entfalten und den architektonischen Raum nach seinen Ansprüchen gliedern. Senkrecht zum Vorhafen wird der „Hafen“ hufeisenförmig in das Land geschnitten. Dort spielt sich Handel und Arbeit auf den beiden Märkten ab, die quadratisch in den Hafen hineinragen. „Zollhaus“ und „Börse“ gehören dazu und sind ihnen auf langgestreckten Molen vorgelagert. Die Mittelachse dieses symmetrischen Hafenbeckens aber bildet die Hauptachse der Stadt. Sie schneidet den Scheitel der „Plazata“ und führt durch die „Cité“ über den sechseckigen Platz, in dessen Mitte sich das „griechische Theater“ erhebt, und über die „Commune“ zum Schloß, dessen geschwungene Rampen den Halbkreis der Plazata wieder aufnehmen. Außerhalb aber an den Höhen liegen das „Hospital“ und die „Universität“. Das ist wie ein Wellenschlagen vom Meer in das Land hinein und ein stolzes Gefühl von Freiheit triumphiert im Raum.



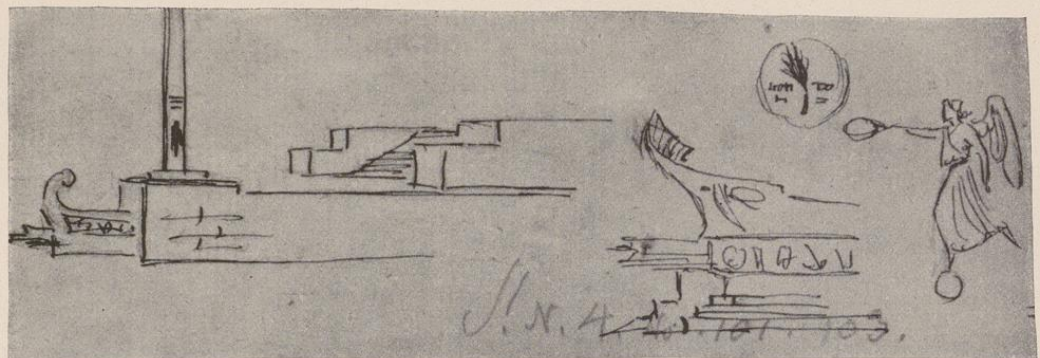
132: Ansicht der Mole und Skizzen zur Börse ○



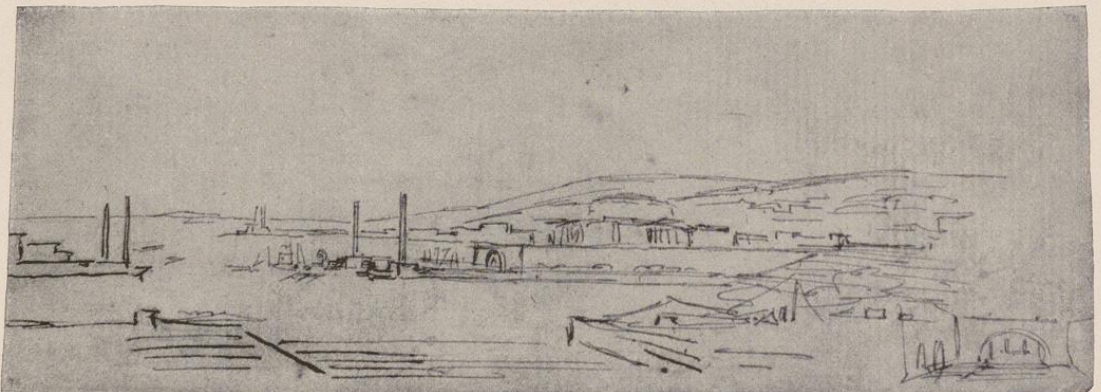
133: Grundriß zur Stadtanlage am Meer ○



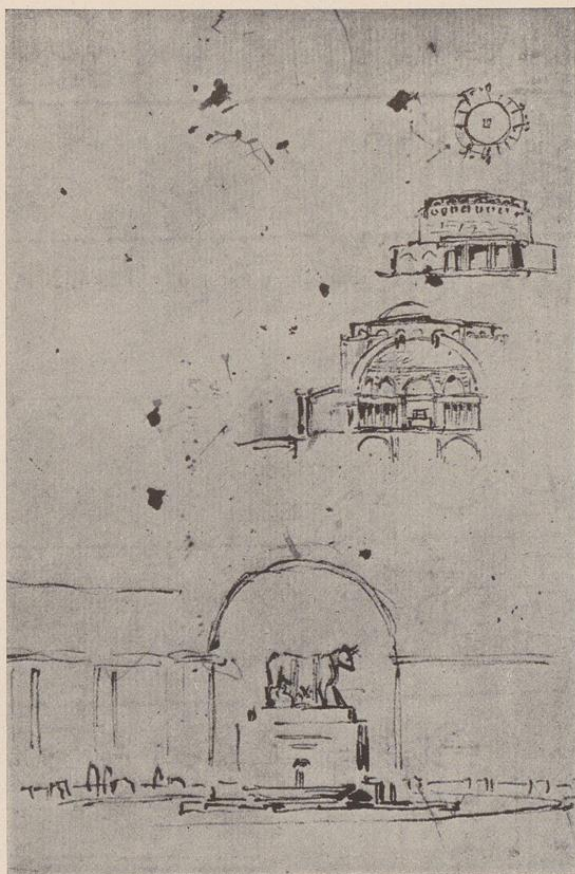
134: Grundriß der Mole und Börse ○



135: Rostrageschmückte Molenköpfe ○

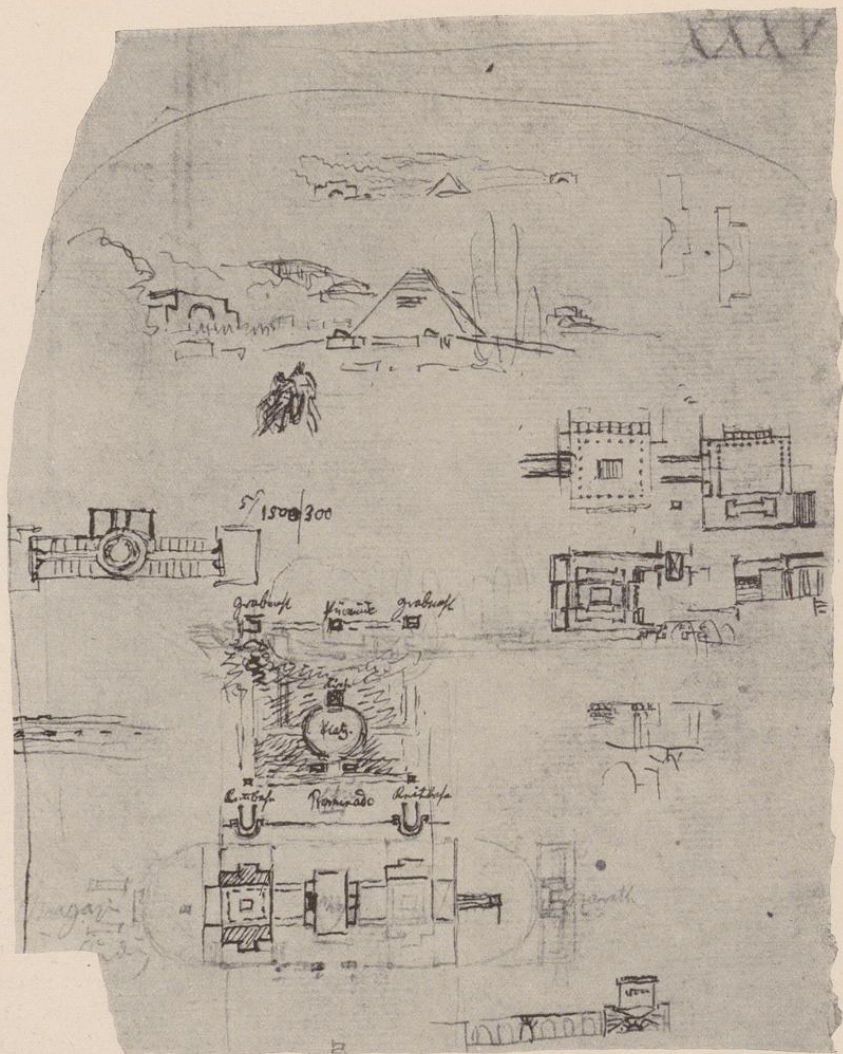


136: Ansicht der Stadt ○



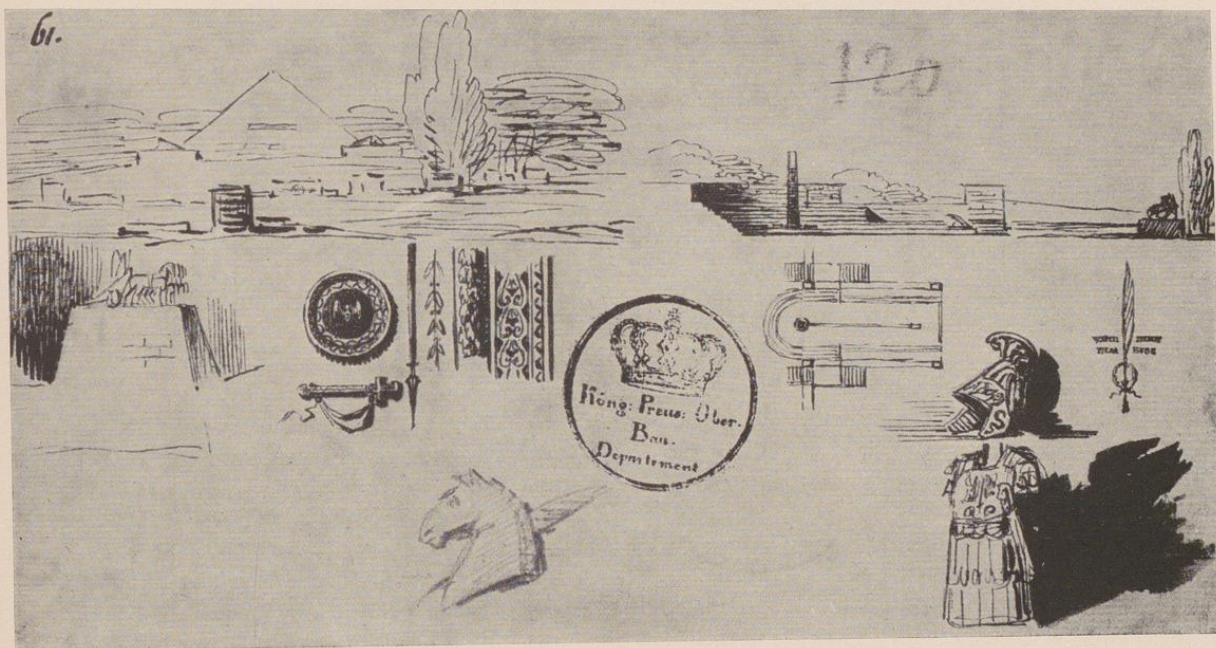
137: Schnitte zur Börse
(Rückseite des Wiener
Skizzenblattes) ○

Das Blatt Abb. 134 gibt einen Grundriß zur Mole und der dazugehörigen Börse, Blatt Abb. 135 die Ansicht vom rostrageschmückten Molenkopf und Blatt Abb. 136 eine Gesamtschau der Molen von einem der Märkte aus. Die erstgenannte Börsenstudie kennen wir schon von der Rückseite des Wiener Skizzenblattes. Auf diesem Blatt taucht der Stier, den wir schon auf den Marsfeldskizzen sahen, wieder auf. Aber wenn es auch feststeht, daß Gilly sich seinerzeit in Paris eine große französische Planung abgezeichnet hat, so spricht doch die Kargheit und Monumentalität dieser Blätter dafür, daß Gilly hier frei von besonderen französischen Einflüssen nur nach seinem eigenen Ermessen gearbeitet hat.

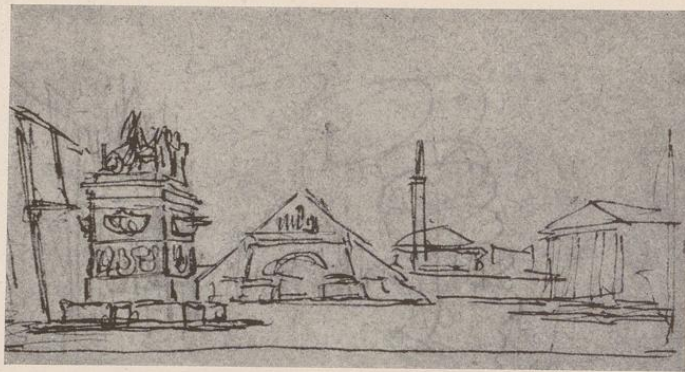


138: Grundriß zu einer Stadtanlage ○

Abb. 138 zeigt eine andre Stadtplanung. Das Thema ist nicht mehr die Stadt am Meer. Aber die Art der Anlage mit ihrer rechtwinkligen Ausrichtung und besonders mit dem Quadrat: „Grabmal—Pyramide—Grabmal“ und „Reitbahn—Promenade—Reitbahn“ atmet verwandten Schwung. Nur ist hier alles härter, man möchte „römischer“ oder soldatischer sagen. Wir finden ein „Magazingebäude“ und ein „Lazarett“ vorgesehen und schließen auf eine Stadt, in der das Militär wie in Potsdam überwiegt und der gesamten Architektur seinen Charakter aufdrückt. Zu diesem Grundriß gehört dann das Blatt Abb. 139 mit den Ansichtsskizzen der verschiedenen Bauelemente: Pyramide, Reitbahn, Grabmal und Schmuckdarstellungen verschiedener militärischer Embleme, die in ihrer Art ungemein nobel sind. „Négligez pas les détails, ils ont leur grandeur“ — dieser Satz Friedrichs des Großen an seine Offiziere gilt auch für die Baumeister. Auch der kleine Entwurf (Abb. 140) für einen Platz soll in diesem Zusammenhang erwähnt werden, weil er sich mit denselben Elementen auseinandersetzt. Das sind weitausgreifende Pläne. Der sie entwarf, sieht neue Mittelpunkte des Handels wachsen und ein Zeitalter heroischer Kriege heraufsteigen. In solchen Visionen steckt mehr als Spiel, und vielleicht tragen gerade



139: Details zu einer Stadtanlage (Reitbahn) ○



140: Entwurf für einen Platz o

diese Blätter zu der Sicherung der Erkenntnis bei, wie ernst und wirklichkeitsnah Friedrich Gilly seine Gegenwart beobachtet hat. Und wenn er nicht müde wird, solche Gedanken zu Papier auf seine Weise zu bringen, so lesen wir den flammenden Wunsch heraus, dem Kommenden „vorzubauen“.

Ausklang

Die Laufbahn Friedrich Gillys hat ihren Scheitel erreicht. Das Leben hat ihn bisher verwöhnt, jetzt setzt es seinem Wirken ein Ende.

1799 wird der Siebenundzwanzigjährige zum Professor ernannt, eine Auszeichnung, die in Preußen nur wenige so genossen haben. Im April 1799 entschließt er sich, einen Hausstand zu gründen und heiratet Marie Ulrique Hainchelin. Aber das Söhnchen, das ihm aus dieser Ehe geboren wird, stirbt bereits im folgenden März.

Ehren und Pflichten reifen dem Rastlosen zu, der sich am eigenen Feuer verzehrt. Längst ist er der Lehre des Vaters entwachsen und scheint dessen herzlichsten Wunsch zu erfüllen, der größere Nachfahre zu werden. Sein Wissen hat sich universal erweitert, seine Entwürfe haben die höchsten Erwartungen gespannt, sein Genius fühlt sich und will sich beweisen: Gilly tritt mit eigenen Bauten vor das Urteil der Mitwelt. Die Lehrjahre sind beendet, und die Meisterjahre brechen an.

Wenn er auch das Berliner Schauspielhaus nicht bauen durfte, so hat man doch nicht vergessen, welche reichen Kenntnisse er gesammelt hat. Das Oberbaudepartement beauftragt ihn mit dem Bau des Königsberger Theaters. Er hat noch im Dezember 1798, kurz nach seiner Heimkehr, mit den Plänen begonnen.

Aber Ämter und Pflichten halten ihn in Berlin und hindern ihn, den Bau zu überwachen. Die Abwesenheit des Schöpfers kommt fremder Willkür gelegen, die in Gilly nur einen jungen Mann aus Berlin sieht und sich selbst